

PHILIP SINGTON

Das
EINSTEIN-
MÄDCHEN

Roman



Philip Sington
Das Einstein-Mädchen

Roman

Deutsch von
Sophie Zeitz

Zürich, 18. Oktober

Liebste Elisabeth!

In diesem Paket findest Du das Manuskript eines Buches, das ich am Tag nach Deinem Abschiedsbesuch fertiggestellt habe.

Ich nenne es Buch, auch wenn es bislang nicht mehr ist als ein Stoß Papier, der nicht einmal einen Titel trägt. Und so soll es bleiben, solange ich lebe. Aus Gründen, die Du im Laufe der Lektüre verstehen wirst, wage ich nicht, mich nach einem Verlag umzusehen. Trotzdem nenne ich es »mein Buch«, nicht etwa aus Eitelkeit, sondern weil der Zeitpunkt, wann ein Buch ein Buch wird, schwer zu benennen ist. Wann wird aus einer Folge von Noten eine Melodie? Ein Buch entsteht im Geist des Lesers, so wie die Melodie im Geist des Zuhörers entsteht.

Bitte nimm das Buch mit, wenn Du abreist. Aus Erfahrung weiß ich, wie lang die Reise ist, die vor Dir liegt, und ich hoffe, die Geschichte lenkt Dich, eine Zeitlang zumindest, vom Rattern der Räder ab, von der stickigen Luft und der ermüdenden Zudringlichkeit der Bürokraten. Anders ausgedrückt, mit diesem Buch will ich Zeit und Entfernung schrumpfen lassen, damit wir einander in beiden Dimensionen nahe bleiben.

Außerdem hoffe ich, dass es Dir bei der Vorbereitung auf Deine Mission in Berlin behilflich ist. So vieles hätte ich Dir längst erzählen sollen. Doch in der Erfindung lässt sich die Wahrheit viel leichter sagen – vielleicht weil in der Erfindung die Wahrheit nicht verlangt oder erwartet wird. Sie lässt sich verkleiden, so dass sie erst viel später zutage tritt, wenn die Handlung und die Figuren im Dunkeln verschwunden sind.

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ein letztes Anliegen habe ich noch, das egoistischer ist als die anderen: dass Du mir, wenn Du es gelesen hast, hilfst, einen Titel zu finden. Wenn ich ihn offenlasse, dann wird jemand anders dem Buch nach meinem Tod einen Titel geben. Und das würde mir sehr missfallen, selbst wenn ich mich im Tod nicht mehr wehren kann.

Doch all dies hat Zeit bis zum Ende Deiner Reise. Fürs Erste soll das Buch namenlos bleiben, denn so, das wirst Du vielleicht feststellen in diesen Tagen des Aufruhrs und der Angst, ist es am sichersten.

NAMENLOS

Berlin, Mai 1933

Zwei Wochen nach dem Verschwinden ihres Verlobten machte sich Alma Siegel auf den Weg zum anderen Ende der wimmeln- den Großstadt, in die östlichen Bezirke, um Fotografien namen- loser Toter zu studieren. Die Bilder waren im Korridor des Poli- zeipräsidiiums ausgestellt, aufgereiht in Glasvitrinen und mit Kärtchen versehen, auf denen Ort und Zeit des jeweiligen Fun- des vermerkt waren: *Brachland Danziger Straße, 24. Januar; Abort Anhalter Bahnhof, 7. Februar; Landwehrkanal Höhe Kottbusser Brücke, 15. April.* Auf dem Korridor herrschte reger Betrieb. Leute kamen aus verschiedensten Gründen zum Poli- zeipräsidium: um beim Ausländeramt vorzusprechen, ein Visum zu beantragen, im Fundbüro nach verlorenen Gegenständen zu fragen oder einen Diebstahl zu melden. Sie rempelten Alma im Vorbeigehen an, hastig und zielgerichtet, ohne innezuhalten, um auch nur einen Blick auf die erstarrten Gesichter zu werfen, die aus den Vitrinen blickten.

Ihr alter Freund Robert hatte darauf bestanden, sie zu beglei- ten. Über Robert hatte sie Martin Kirsch damals kennengelernt. Die beiden Männer hatten gemeinsam an der Psychiatrischen Klinik der Charité gearbeitet; und wahrscheinlich fühlte Robert sich verpflichtet, ihr bei der Suche beizustehen. Er versicherte ihr, dass der Besuch bei der Polizei eine reine Formalität sei. Es war höchst unwahrscheinlich, dass sie ihren Verlobten bei den Fotografien in der Vitrine fand. Die Gesichter gehörten Tagelöh- nern, Einwanderern, Dienstboten und »Damen vom Gewerbe« – womit er vermutlich Prostituierte meinte. Ein Mann von Mar-

tins Stellung, ein Doktor der Psychiatrie, pflegte solche Gesell- schaft nicht. Und so war es auch. Es fand sich selten ein weißer Kragen der gebildeten Klassen bei den namenlosen Toten. Deren grobe Hemden standen offen und hatten dunkle Farben, damit man den Schmutz nicht sah. Die Menschen selbst strahlten eine Derbheit, eine Verwahrlosung aus, die über den Zustand ihrer Kleider hinausging.

Die Leichen wurden am Fundort fotografiert, wenn nötig auf den Rücken gerollt, von grellem Magnesiumblitzlicht erhellt, die Haut kalkweiß vor dem bodenlosen schwarzen Grund. Längst zerrte die Schwerkraft am Fleisch ihrer Wangen und an ihren Haaren, so dass bei manchen der Eindruck entstand, sie reckten das Gesicht in den Wind, die Augen zusammengeknif- fen, den Mund geöffnet, um ein letztes Mal nach Luft zu schnap- pen. Seit Anfang des Jahres waren hier mehr als hundert Tote aus ganz Berlin zusammengekommen.

Der Zweck ihrer Zurschaustellung war die Identifizierung, nichts weiter. Auf den Karten wurde kein Unterschied gemacht zwischen einem ungelösten Mord, Selbstmord oder Tod durch Erfrieren – selbst wenn die Unterschiede zum Teil nur zu offen- sichtlich waren: die Blutspur im Gesicht eines Mannes, der Leder- riemen, zugezogen um den überstreckten Hals einer Frau. Am schlimmsten sahen die Ertrunkenen aus: verkrusteter Schlick, gedunsenes und aufgeplatztes Fleisch, als hätte sich das Opfer zu Tode gefressen. Die Leichen lagen ein paar Wochen in der Lei- chenhalle, dann wurden sie beseitigt. Und so hatten die meisten der namenlosen Toten in der Vitrine längst aufgehört, in der Materie zu existieren. Alles, was von ihnen übrig war, der einzige Nachweis, dass sie je gelebt hatten, waren die Schnappschüsse des Polizeifotografen, die hier im Korridor aushingen. Aber selbst diese Gefälligkeit war befristet. Nach ein paar Monaten wurden die Abzüge aus der Vitrine genommen und im Keller archiviert, um nie wieder aufzutauchen.

Alma hatte eine Fotografie mitgebracht: Martin in einem Dreiteiler, untypisch schick, das Haar etwas länger als gewöhn-

lich, so dass ihm eine verwegene Locke in die Stirn fiel, während er lächelnd ins Licht blinzelte. Die Polizisten sahen sich das Foto an und erklärten, sie hätten den Mann nie gesehen.

»Er trägt eine Brille«, sagte Alma. Die Beamten schüttelten den Kopf.

Alle paar Tage kehrte sie zurück, allein. Die Polizisten gewöhnten sich an sie und lächelten ihr zu, wenn sie das Revier betrat. Mit ihren rotblonden Locken und der hübschen Stupsnase, den maßgeschneiderten Jacketts und gepunkteten Schals war sie anders als die Frauen, mit denen sie sich sonst herum-schlagen mussten. Alles an ihr wirkte teuer: die weiße Haut, die schlanken Beine mit den zierlichen Knöcheln, ihre Haltung, das melodische Klappern ihrer Absätze. Eilfertig begleitete man sie zu den Vitrinen. Manchmal zeigte man ihr Bilder, die noch nicht ausgestellt waren, weil noch die bürokratischen Formalitäten fehlten. Man ließ sie sogar die Fotografien sehen, die der Öffentlichkeit vorenthalten wurden: Körper, die von einem Zug über-
rollt und in der Mitte durchgetrennt worden waren, verkohlte Leichen aus Hausbränden oder solche, die in flachen Gräbern lagen und aus verwestem Fleisch emporgrinsten.

»Kein hübscher Anblick«, sagten die Polizisten, wenn sie die Akten öffneten. Und dann beobachteten sie die junge Dame, wäh-
rend vor deren Augen die dunkle, verschwommene Masse Gestalt annahm, Fleisch und Blut wurde, allmählich menschliche Züge bekam. Trotz der vorgeschützten Skrupel der Polizisten spürte Alma, dass es ihnen Spaß machte, sie das Grauen zu lehren, wie Verführer, die die Vernichtung der Unschuld auskosteten. Es brachte ein Gefühl von Komplizenschaft mit sich, gemeinsam die Extreme des körperlichen Verfalls zu betrachten, ohne sich abzu-
wenden. Oder vielleicht wollten die Polizisten gern sehen, wie Alma auf dem Sockel ihrer gesellschaftlichen Stellung ins Wan-
ken geriet. Dass Alma sich an dieser Erniedrigung selbst betei-
ligte, indem sie immer wiederkam, als würde sie einen niederen Hunger stillen, verstärkte den Eifer der Beamten noch.

Einer der älteren Polizeimeister hatte eine glänzende Narbe,

die ihm längs durch das Gesicht lief, und ein Augenlid, das nie ganz aufging. »Wie kommen Sie darauf, dass er tot ist, Ihr Dok-
tor Kirsch?«, fragte er Alma eines Tages, als sie vor den Vitrinen
standen.

Seit ihrem letzten Besuch waren die Fotos neu sortiert wor-
den. Alma brauchte einen Moment, um sich zurechtzufinden. Eine Ertrunkene war in die unterste Reihe gewandert, wie vom
eigenen Gewicht hinabgezogen, und in der obersten Reihe
klaffte eine Lücke.

»Wir wollten heiraten«, sagte sie.

»Ja, junges Fräulein, aber hat er irgendwas zu Ihnen gesagt? Etwas, das Ihnen Grund zur Sorge gibt? Hatte er Feinde?«

Alma schüttelte den Kopf. Sie hatte ihre eigenen Gedanken dazu, Ahnungen, doch erklären konnte sie es nicht. Es hatte mit einer von Martins Patientinnen zu tun, einer jungen Slawin. Der Fall hatte wochenlang in den Zeitungen gestanden und zu wilden Spekulationen geführt. Als ihr Arzt war auch Martin Kirsch fotografiert und in der Presse erwähnt worden, worüber sich Alma damals gefreut hatte. Doch dann fing Martin an, sich zu verändern. Der Fall schien auf ihn zu wirken wie eine Droge. Es war, als wäre er verführt, vergiftet worden. Robert Eisner beklagte sich über Martins Distanziertheit und Geheimniskrä-
merei. Er hatte Andeutungen gemacht, es könne sich um eine Fixierung handeln. Alma erkannte Martin nicht wieder, und den anderen ging es genauso.

Seine Vorgesetzten wollten sich nicht äußern. Sie könnten nicht sagen, ob der Fall etwas mit Martins Verschwinden zu tun habe. Sie behandelten Alma höflich, aber abweisend, als hätten sie etwas zu verbergen. Doch ihr Mangel an Besorgnis sprach dafür, dass sie davon ausgingen, Martin sei aus freiem Willen verschwunden. Falls er doch einem Verbrechen zum Opfer ge-
fallen war – einem Raubüberfall, der aus dem Ruder gelaufen war, einer Entführung, einem Mord –, so hatte man im Kranken-
haus offenbar nicht die Absicht, Nachforschungen anzustellen.

Kirsch hatte in der Nähe der Schönhauser Allee eine möblierte Wohnung gemietet, zwei Kilometer von der Klinik entfernt. Alma war nicht oft dort gewesen – und sie hatte die Räume nur einmal kurz betreten –, doch sie wusste, dass die Gegend keinen guten Ruf genoss. Im Norden lagen die Pankower Mietskasernen, im Süden die zwielichtigen Spelunken, die sich wie ein Ausschlag um den Alexanderplatz ausbreiteten. Die Mieten seien günstig dort, hatte Martin erklärt, und dass er es nicht weit zur Arbeit habe. Als Alma etwas Passenderes in Charlottenburg fand, hatte er sich gesträubt.

»Mir gefällt meine Wohnung. Wozu der Aufwand, wenn wir nächstes Jahr ohnehin aufs Land ziehen?«

Sie hatte seinen Widerstand auf Trägheit zurückgeführt und auf die unbekümmerte Haltung gegenüber Konventionen, wie sie für Junggesellen so typisch war. Er brauchte ja nur Platz für seine Bücher und Ruhe zum Arbeiten. Doch seit seinem Verschwinden war sie gezwungen, ihre Annahme zu überdenken. Sie fragte sich, ob es stimmte, was man sagte, ob es Reize in diesem Teil der Stadt gab, von denen sie keine Ahnung hatte.

Ihre Eltern verstanden nicht, warum sie immer noch nach ihm suchte. Sie waren der Meinung, es sei das Beste, wenn Alma Kirsch so schnell wie möglich vergaß. Für den Sommer hatten sie ein Haus an der Ostsee gemietet und bestanden darauf, dass Alma sie begleitete. Alma nahm eine Halbtagsstelle als Rezeptionistin an, nur damit sie sie in Ruhe ließen.

Nach der Arbeit nahm sie die S-Bahn, die in Höhe der Dächer über die Straßen hinwegschoss und sich dann in den Untergrund stürzte, so dicht an den Wohnhäusern vorbei, dass Alma in den Fensterscheiben ihr Spiegelbild sehen konnte. Sie folgte den Wegen, die ihr Verlobter genommen hatte, fest entschlossen, die Stadt mit seinen Augen zu sehen. Aus der S-Bahn sah man Dinge, die von der Straße aus unsichtbar waren: einen einsamen Kirschbaum, der in einem Hinterhof blühte, Kinder, die sich in einer Blechwanne wuschen, ein junges Mädchen, das auf dem Balkon einer Mietskaserne ein türkisfarbenes Kleid an die

Leine hängte. Die Bahn war teils Skalpell, teils Filmkamera: Sie schnitt die Stadt auf und spielte die freigelegten inneren Vorgänge mit fünfzig Einzelbildern pro Sekunde ab. Die S-Bahn war der Ort, wo Alma sich am wenigsten verlassen fühlte, als könnte sie hier die Zeit zurückdrehen und der Zukunft näher kommen, die sie verloren hatte.

Manchmal fuhr sie über den Alexanderplatz hinaus mit der Straßenbahn an Orte, deren Namen sie nur vom Hören kannte, Emigrantenviertel, wo es für Spaziergänger nichts zu sehen gab. Seit dem Krieg war die Hauptstadt immer größer und schmutziger geworden. Sie breitete sich aus, wucherte über Felder und Wälder, und die proletarischen Massen schwollen mit den Horden aus dem Osten an: Russen und Polen, Zigeuner und Juden. Verglichen mit jeder anderen deutschen Stadt war Berlin keine deutsche Stadt mehr; das hatte ihr Vater gesagt.

Alma starrte hinaus in die fremden, ausländischen Straßen mit ihrem wachsamen Gewimmel und den überdachten Märkten und Tempeln. Die Vorstellung, dass dies Orte waren, die ihr Verlobter kannte, wo er vielleicht immer noch bekannt war, quälte sie. Einmal sah sie ihn vor einem Schaufenster stehen, vornübergebeugt, um sich eine Zigarette anzuzünden. Sie sprang aus der Straßenbahn und rannte über die Straße, bevor sie merkte, dass sie sich geirrt hatte.

»Entschuldigen Sie. Ich dachte ...«

Der Fremde hatte sie angelächelt, an seinen Hut getippt und etwas in einer Sprache gesagt, die sie nicht verstand.

Alma ging zur Preußischen Staatsbibliothek, um die alten Zeitungsberichte durchzusehen. In den Korridoren war eine Gruppe junger Männer in Studentenuniform eifrig am Werk, die Magazine neu zu organisieren. Sie schoben Wagen mit Büchern auf und ab, unterhielten sich und lachten dabei laut. In Berlin gab es Dutzende von Zeitungen. Alma saß im Zeitschriftensaal, überflog die Seiten, atmete den öligen Geruch der Druckerschwärze ein, während ihre Finger und Handflächen langsam schwarz

wurden. Irgendwo zwischen all den Schlagzeilen musste sich ein Körnchen Wahrheit verbergen, ein Vorzeichen der privaten Katastrophe, die über ihr Leben hereingebrochen war.

Man hatte Martins Patientin in einem Waldstück in der Nähe von Potsdam gefunden, zwanzig Kilometer südwestlich von Berlin. Zwei Jungen hatten sie beim Fahrradfahren entdeckt. Die ›Berliner Morgenpost‹ zeigte Fotos von ihnen: Hans und Ernst Waise standen steif neben ihren Rädern und starrten in die Linse der Kamera. An einem Samstagmorgen Ende Oktober hatten die Buben nach Caputh radeln wollen, weil sie gehört hatten, dass der große Albert Einstein dort lebte und auf dem See ein Segelboot hatte. Doch es war neblig und sie hatten sich verirrt. Schließlich hatte der jüngere Bruder die Frau am Wasser entdeckt.

SIE SUCHTEN EIN GENIE UND FANDEN EIN SEXUALVERBRECHEN, lautete die reißerische Schlagzeile. Die junge Frau war halbnackt und bis auf die Haut durchnässt. Sie hatte blutige Schrammen an den Beinen. Weitere nicht näher erläuterte Verletzungen waren an ihrem ganzen Körper gefunden worden. Sie war so bleich, dass die Buben sie bereits für tot hielten, doch sie fanden einen schwachen Puls und deckten sie mit ihren Jacken zu. Hans, der Ältere, fuhr mit seinem Fahrrad los, um Hilfe zu holen. Es dauerte über eine Stunde, bis er mit der Polizei zurückkehrte.

Ein fabulierfreudiger Reporter der ›Berliner Illustrierten‹ beschrieb in grellen Farben die Qualen des achtjährigen Ernst, wie er allein mit einer sterbenden Schönheit im nebligen Wald wartete, wie Spukgestalten und böse Geister seine Phantasie heimsuchten und er kaum zu atmen wagte, damit sie ihn in Frieden ließen. Später behauptete der Junge, die Frau habe gesprochen, bevor sie wieder das Bewusstsein verlor, doch er könne ihre Worte nicht wiederholen. Er sagte, er habe sie sogar geküsst, weil er dachte, er könnte sie damit irgendwie am Leben erhalten.

Bis Details über das weitere Schicksal des Mädchens durchsickerten, dauerte es eine Weile. Die ausführlichsten Berichte

fand Alma in den Wochenillustrierten, sensationslüsternen zweifarbigem Blättern voller grobkörniger Fotografien. Die Art von Presse, die der Chauffeur ihres Vaters las, wenn er am Steuer wartete.

Die Polizisten vor Ort hatten nicht gewusst, was sie tun sollten. Man brachte die bewusstlose Frau zunächst zur Unfallstation in Caputh, wo es nur Decken, Pflaster und Jodtinktur gab, dann in ein Potsdamer Sanatorium. Doch auch hier hatte man wenig Erfahrung mit Notfällen, da die Patienten hauptsächlich Schwindsüchtige und Bronchienkranke waren. Wegen der Unterkühlung steckte man die Frau in ein heißes Bad, eine Maßnahme, die ihren Zustand möglicherweise verschlimmerte, wie die Ärzte der Charité später kritisierten. Die plötzliche Wärmezufuhr von außen konnte bewirken, dass sich die verengten Blutgefäße in den Extremitäten zu schnell weiteten, hieß es. Außerdem sei das Blut stark übersäuert gewesen. Wahrscheinlich hatte die Azidose zum Koma geführt.

Die junge Frau erlitt einen Krampfanfall. Die Schwestern des Sanatoriums verhinderten, dass sie sich an ihrer eigenen Zunge verschluckte. Dann weiteten sich ihre Pupillen und sie fiel in tiefe Bewusstlosigkeit. Da ihr Puls immer schwächer wurde, ließ man sogar den Geistlichen vom Mittagessen holen, für den Fall, dass sie römisch-katholisch war. Er erteilte ihr die letzte Ölung. Gegen zwei Uhr, als sich starke Regenfälle über die Stadt ergossen, kam endlich der Krankenwagen an, der sie über die Avus nach Berlin brachte. Als sie schließlich das Bewusstsein wiedererlangte, hatte sie ihr Gedächtnis verloren. Sie wusste nicht einmal ihren Namen.

Am nächsten Tag wurde hastig eine polizeiliche Suche organisiert. Überall in den Wäldern rund um die Hauptstadt gab es Zeltlager, in denen Arbeitslose mit ihren Familien hausten – ein Bruchteil der Millionen von Arbeitslosen, die wie menschliches Treibgut von einem Ballungsraum zum nächsten geschwemmt wurden. In der Zeitung wurde spekuliert, dass sich die Wahrheit hier, in einer der »Inseln der Verzweiflung«, verbarg. Sechzehn

Polizeibeamte durchsuchten unter Beobachtung durch die Presse den Wald rund um Caputh. Die Dienstagsausgabe der »Berliner Morgenpost« brachte eine Aufnahme von Männern in Ölzeug, die sich über eine laubbedeckte Senke im Boden beugten. Doch sie fanden kein Zeltlager und auch keine Anzeichen, dass es dort je eines gegeben hatte. Aus forensischer Sicht hatte die ganze Operation wenig zutage gefördert: ein paar Stofffetzen, eine Haarspange, einen schlammverkrusteten Stiefel, fast neu. Außerdem fand man ein aufgeweichtes Flugblatt, das für einen öffentlichen Vortrag in der Philharmonie warb. Der Titel des Vortrags lautete: »Der gegenwärtige Stand der Quantentheorie«. Der Hauptredner war Professor Albert Einstein.

Um sechs Uhr schloss die Bibliothek. Alma trat hinaus auf die Straße Unter den Linden und beschirmte die Augen gegen die Abendsonne. Es hatte geregnet. Das Kopfsteinpflaster war schwarz und glatt. Aus Lautsprechern in der Nähe dröhnte Musik, Männerstimmen und Marschkapellen hallten von den rußgeschwärzten Prachtfassaden wider.

Robert wartete in seinem neuen Daimler auf sie. Als er sie sah, stieg er aus und hielt ihr lächelnd die Beifahrertür auf.

Die Studenten arbeiteten auch vor dem Gebäude. Sie karrten Ladungen mit Büchern zu einem wartenden Pritschenwagen. Einer der jungen Männer zwinkerte ihr zu, als Alma die Stufen hinabstieg. Seine Zähne blitzten so weiß wie das Einstecktuch, das zu einem Dreieck gefaltet in seiner Brusttasche steckte. Alma sah stirnrunzelnd zu, wie er anfang, die Bücher auf die Pritsche des Lastwagens zu werfen. Er wirkte wie ein Heizer, der Kohlen schaufelte.

»Was machen die da?«, fragte sie Robert.

»Sich amüsieren, so wie es aussieht.«

Behutsam legte er ihr die Hand auf die Schulter. Seine Sorge um sie überraschte sie. Robert war immer ein amüsanter Begleiter, aber echte Zärtlichkeit hatte sie ihm nicht zugetraut. Die Tatsache, dass sie beide so verwirrt von den jüngsten Ereignis-

sen waren und Martin Kirschs Verschwinden ihnen beiden zu schaffen machte, hatte sie einander nähergebracht.

Als sie an dem kleinen Platz vor der Oper vorbeifuhren, sah Alma die Bücher wieder. Sie waren zu meterhohen Haufen aufgeschichtet. Erst jetzt begriff sie, was hier geschah: Die Bücher sollten verbrannt werden.

Oktober 1932

Martin Kirsch stand im Waschraum, als er das Geräusch hörte: einen rauen, metallischen Schrei. Er schien aus dem Ausgang zu kommen – ein schrecklicher Schrei voll Schmerz und Angst. Wie angewurzelt blieb Kirsch mit tropfenden Händen vor dem Waschbecken stehen und starrte durch das rostige O in die Dunkelheit.

Er war heute ein wenig früher in die Klinik gekommen, um in Ruhe den überfälligen Papierkram nachzuholen. Die ganze Woche war in der Schönhauser Allee die Hölle losgewesen: Wagenladungen von Wahlkämpfern und bewaffneten Trupps fuhren hupend, grölend und krakeelend die Straße auf und ab. Wenn die Polizei nicht hinsah, gab es Schlägereien. Eingeschlagene Zähne, gebrochene Knochen. Frau Schirmann, seine Wirtin, verriegelte neuerdings die Haustür mit einer Eisenstange und einem Vorhängeschloss. Heute früh hatte er sie aus dem Bett holen müssen, damit sie ihn aus dem Haus ließ.

Es wurde eben erst hell. Die Patienten schliefen noch. Die Krankensäle lagen ohnehin auf der anderen Seite des Gebäudes. Kirsch stand wie versteinert da und lauschte. Doch das Einzige, was er hörte, war das Tropfen des Wassers von seinen Fingern auf das gesprungene weiße Porzellan.

Es waren die Rohre, nur die Rohre. Ein Boiler, der aufmuckte. Eine Luftblase in den Leitungen. Dumm von ihm. Er richtete sich auf und griff nach einem Handtuch. Dieses alte Gebäude ächzte und stöhnte schlimmer als ein alter Mann.

Wieder eine Stimme, eine andere diesmal: schneller, leiser.

Keuchend – oder schluchzend? Kirsch hielt die Luft an, beugte sich vor.

»Nein nein nein nein nein nein nein.«

Irgendwo in der Leitung rauschte Wasser. Eine Luftblase, die gurgelte. Keine Stimme.

Er setzte die Brille wieder auf und spähte unter die Waschbecken. Die Rohre waren ein halbes Jahrhundert alt: schweres verzinktes Eisen, Rostblasen unter der grauen Farbe. Nach dem Siphon führte das Rohr zu den Kabinen, bevor es im Boden verschwand. Unter dem Waschraum lagen die Verwaltungsräume im Erdgeschoss und darunter der Keller, der teilweise für die Experimente des stellvertretenden Direktors ausgeräumt worden war. Es gab Waschbecken da unten, erinnerte sich Kirsch, in der alten Wäscherei. Alle Rohre im Gebäude standen miteinander in Verbindung, wie eine gewaltige Fernsprechanlage.

Er sah auf die Uhr: Es war gerade einmal sieben. Dann beugte er sich wieder vor und hielt das Ohr so nah wie möglich an den Aussuss.

Nur ein Flüstern, ein Gurgeln in der Ferne. Ein Klopfen. Dann wieder Stimmen, die durch die alten Röhren wanderten – Frauenstimmen.

»Widerliches Schwein.«

Er fuhr zurück. Die Stimme war ganz deutlich gewesen.

Etwas klapperte. Dann rauschte Wasser durch das Leitungsnetz.

Hinter ihm flog die Tür auf. Der stellvertretende Direktor trat ein, klappernde Sohlen auf den Fliesen: Dr. Heinrich Mehring, Stehkragen, Glatze und die »Kreuz-Zeitung« unter dem Arm.

»Morgen, Kirsch.«

Kirsch richtete sich auf.

»Wieder den Kittel vergessen?«

Im Dienst war die gesamte ärztliche Belegschaft angewiesen, einen weißen Kittel zu tragen. Der Direktor bestand darauf. Er legte Wert darauf, dass zwischen Arzt und Patient eine klare professionelle Distanz gewahrt wurde.

»Nein, Dr. Mehring. Ich sehe heute keine Patienten.«

Mehring öffnete die Tür zu einer der Kabinen und stellte sich auf die Zehenspitzen. Wie immer inspizierte er aus sicherer Entfernung die Schüssel, bevor er sich festlegte. »Aber vielleicht sehen die Patienten Sie. Darum geht es schließlich. Ich habe noch einen Kittel in meinem Sprechzimmer, falls Sie einen brauchen.«

Anscheinend hatte die Schüssel die Prüfung bestanden. Mehring zog die Kabinentür hinter sich zu und schloss ab. Dann hörte Kirsch, wie er die Zeitung aufschlug.

Er war nicht mehr im Kellergeschoss gewesen, seit Mehring es in Beschlag genommen hatte. Er erinnerte sich an ein Labyrinth von Lagerräumen, ein Archiv mit ausrangierter Fachliteratur, den uralten Heizkessel, der von einem wortkargen, wachsamem Hausmeister ohne Zähne instand gehalten wurde. Mehring zog den Keller den verfügbaren oberirdischen Räumen vor. Er wollte seine Experimente in wissenschaftlicher Isolation durchführen, als könnte die Einbindung in den Klinikalltag den Wert seiner Entdeckungen schmälern.

...

Sie standen um das Bett herum wie Pathologen, die eine besonders interessante Leiche vor sich hatten. Dr. Brenner leuchtete ihr mit einer Stableuchte in die Augen, während sich die Stationsschwester Notizen machte.

Ihre Haut war wächsern, die blutleeren Lippen aufgesprungen, die Lider geschwollen. Aber sie war es – kein Zweifel möglich: das Mädchen aus der Grenadierstraße. Sie trug ein Krankenhausnachthemd, die Art, die wie eine Zwangsjacke am Rücken geschnürt wurde. Ineinanderlaufende Blutergüsse verfärbten ihren Hals.

Das Krankenhaus war der letzte Ort, wo er sie zu finden erwartet hätte. Panik stieg in ihm auf, und einen Moment bekam

er keine Luft. Ein besserer Teil der Stadt. Sie hätte in einem besseren Teil der Stadt sein sollen.

Brenner drehte die Hände der Frau um. »Sie sind Bonhoeffers Leute, oder? Hat er Sie geschickt?«

Kirsch stand am Fuß des Bettes. Die Reglosigkeit des Mädchens war unerträglich. Es war fast wie Totenstarre. »Was ist passiert?«

Brenner klopfte mit dem Hammer leicht auf ihr Handgelenk. Keine Reaktion. »Wir wissen es nicht. Sie wurde bewusstlos aufgefunden. Die Wunde an der Schläfe ist nichts Ernstes; ich nehme also an, dass sie wegen Unterkühlung ins Koma gefallen ist.«

»Ins Koma? Seit wann ...«

»Wir wissen es nicht genau. Vielleicht achtundvierzig Stunden. Vielleicht länger.« Brenner klopfte noch einmal mit dem Hammer. Der Unterarm zuckte. »Brachioradialisreflex vorhanden, sehr schwach.«

Die Schwester schrieb mit. Brenner beugte sich über das Bett und wiederholte den Test am linken Arm.

»Aber sie wacht doch wieder auf. Sie wird wieder aufwachen, oder?«

»Schwer zu sagen. Hängt von den Schäden im Gehirn ab. Nach meiner Erfahrung: je länger das Koma, desto schlechter die Prognose.« Brenner fuhr mit der Untersuchung fort. Auf der Suche nach Schäden des zentralen Nervensystems klopfte er mit der Präzision eines Geigenstimmers Arme, Hände und Finger der jungen Frau ab. »Wahrscheinlich überlebt sie es nicht.«

Kirsch musste sich am Fußende des Betts festhalten. Er war selbst überrascht von der Heftigkeit seiner Reaktion. Sie war unpassend, unnatürlich. Körperlich. Er kannte die Frau doch kaum.

Brenner winkelte ein Bein der Patientin an und legte es über das andere. Er hielt ihren Fuß, während er die Achillessehne abklopfte. Die Zehen waren blau verfärbt. Es sah aus, als wäre eine Zehe gebrochen. Unter den Zehennägeln klebte getrocknetes Blut.

»Wissen Sie, wie sie heißt?«

Brenner schob das Nachthemd über ihr Knie. Die Kratzer und blauen Flecken sahen aus, als wäre sie gestürzt.

»Noch nicht«, sagte Brenner. »Die Polizei hofft, dass die Angehörigen sich melden.«

»Warten Sie mal.« Eisner stand neben ihm. »Es stand alles in der Zeitung. Ich habe den Artikel gelesen. Zwei Jungen haben eine Unbekannte im Wald bei Caputh gefunden.« Die Schwester warf ihm einen stirnrunzelnden Blick über ihre Akte zu. »Alles, was man bei ihr fand, war ein Flugblatt«, sagte er. »Die Ankündigung einer Physik-Vorlesung.«

»Eine Physik-Vorlesung?«, wiederholte Kirsch. »Bist du sicher?«

»Hast du die Zeitung nicht gelesen? Ein Vortrag von Albert Einstein.« Eisner verschränkte die Arme vor der Brust und musterte das Mädchen wie einer, der das neue Auto seines Nachbarn begutachtet. »Deswegen nennen sie sie das Einstein-Mädchen.«

...

In der Fallgeschichte des Hans J. gab es einen langen Nachtrag, den Kirsch gerade las, als das Telefon klingelte. Es war Inspektor Hagen. Er wollte wissen, ob es irgendeine Besserung im Zustand der Patientin E. gab.

»Im Wesentlichen nein.«

»Im Wesentlichen?«

»Sie erinnert sich immer noch an nichts, oder an fast nichts. Sie weiß nur noch, dass sie eine Fahrkarte hatte, für den Zug oder das Schiff.«

»In der Nähe von Potsdam?«

»Ich denke ja.«

»Dann wird es der Zug gewesen sein. Die Dampfer fahren um diese Jahreszeit nicht. Wo hat sie die Fahrkarte gekauft?«

»Sie erinnert sich nicht.«

Es gab eine Pause, und Kirsch hörte gedämpfte Stimmen am anderen Ende der Leitung. Der Inspektor war nicht allein.

»Ihre Meinung, Dr. Kirsch – ist sie verrückt?«

»Das mag bei Ihnen ein Begriff sein, Herr Inspektor. In der Medizin ist es keiner.«

Hagen seufzte. »Sie wissen schon. Ist sie normal? Kann es sein, dass der Grund für den ganzen Vorfall geistige Verwirrung war?«

Kirsch erinnerte sich, was Dr. Brenner über die Lieblingstheorie der Polizei gesagt hatte: dass die Patientin die ganze Zeit unzurechnungsfähig gewesen war. Niemand hatte sie entführt oder angegriffen; daher gab es für die Polizei nichts weiter zu tun, und die Öffentlichkeit hatte keinen Grund zur Sorge. Kirsch sollte es recht sein, solange es hieß, dass man sie in Ruhe ließ.

»Es ist gut möglich, dass ein psychisches Trauma eine Rolle gespielt hat. Das halte ich für wahrscheinlich.«

»Trauma?« Hagen war enttäuscht. Er wollte hören, dass die Frau geisteskrank war, nicht mehr und nicht weniger. Doch das war ein gefährlicher Weg, der am Ende zur Zwangseinweisung in eine Anstalt führen konnte. »Und wer ist für das Trauma verantwortlich? Falls jemand beteiligt war.«

»Sobald ich Antworten habe, sage ich Ihnen auf jeden Fall Bescheid.«

Hagen war noch nicht fertig. »Und ein Selbstmordversuch? Haben Sie schon an diese Möglichkeit gedacht? Vielleicht hat sie sich von einer Brücke gestürzt.«

»Warum hätte sie das tun sollen?«

»Sie hat ein Kind und keinen Ring am Finger. Für viele Leute reicht das.«

»Die Geburt liegt mindestens ein Jahr zurück. Wahrscheinlich mehrere Jahre.«

»Schuldgefühle können einen auch nach langer Zeit einholen.«

Kirsch spürte einen stechenden Schmerz im Arm. Seine linke Seite fühlte sich kalt und schwer an, als würde sie langsam zu Stein erstarren.

»Wir wissen nicht, ob das Kind überhaupt am Leben ist.«

»Es ist lobenswert, dass Sie Ihre Patientin schützen wollen, Dr. Kirsch«, sagte Hagen. »Ich will Ihnen nur raten, keine vorschnellen Schlüsse zu ziehen. Wenn dieses Mädchen wirklich das Opfer eines Verbrechens war, ist es das seltsamste Verbrechen, das mir je untergekommen ist.«